26:20

3454.

Die Botschaft vom Reiche Gottes

Von der Berufung und vom Zeugnis für das Reich Gottes

Von Hermann Weber und Johannes Weise

Im Furche-Verlag Berlin
1923

20

Die Botschaft vom Reich Gottes

Von der Berufung und vom Zeugnis für das Reich Gottes

Von Hermann Weber und Johannes Weise

Im Furche-Verlag Berlin
1923

Stimmen

aus der deutschen christlichen Studentenbewegung

Heft 20

Die in diesem Buche vereinigten beiden Vorträge „Wer ist geschickt zum Reich Gottes“ von Hermann Weber und „Mission und Reich Gottes“ von Dr. Johannes Weise wurden auf der Teilkonferenz der 31. allgemeinen deutschen christlichen Studentenkonferenz in Saarow am 4. und 5. August 1922 gehalten. Der ebenfalls auf dieser Konferenz gehaltene Vortrag von Professor D. Paul Althaus (Rostock) über „Vaterland und Reich Gottes“ erscheint als besondere Veröffentlichung in derselben Schriftenreihe, in der das vorliegende Buch erschienen ist.

Wer ist geschickt zum Reich Gottes?

Von Hermann Weber

Zwischen der Art, wie Jesus vom Reich Gottes sprach und wie wir darüber sprechen, ist ein gewaltiger Unterschied. Er sprach nie objektiv darüber, nie so, daß er außerhalb stand, und nie so, daß die Hörer als neutrale Beobachter in einem gewissen Abstand bleiben konnten. Seine Zeitgenossen hatten den Eindruck: er redet gewaltig, mit Vollmacht, d. h. er berichtet nicht nur darüber, sondern indem er redet und handelt, führt er es herbei. Er redet nicht über Gott, wie unsere besten Gelehrten und Prediger, sondern er redet gewaltig von dem, was Gott jetzt unmittelbar ist, tut und will durch ihn. Und er spricht nicht von Gaben Gottes, sondern er teilt sie aus. Er stellt den Hörer in Gottes Gegenwart durch das, was er sagt, und durch das, was er tut. Seine Predigt vom Reich hat ihre Wucht nicht durch besondere Anschaulichkeit, durch die wunderbare Bildersprache und ähnliches, sondern durch die machtvolle Bezeugung, daß es nahe ist, ja daß es da ist in ihm. Wenn der Widerstand überwunden und die Macht der Finsternis gebrochen ist, dann ist das Reich da. Sein heißes Bemühen geht darum, ja sein ganzes Leben dreht sich um dieses eine: durch Überwindung der Gegenmacht in der Kraft Gottes dieses Reich heraufzuführen. Darum reißt er rücksichtslos die Illusionen seiner Hörer ein und öffnet ihnen die Augen für die Wirklichkeit dieses Kampfes. Sein Wort ist wie seine Tat ein Ringen um Menschen. Und darum ist es immer ganz persönlich gesagt. Wenn er anhebt vom Himmelreich, fehlt nie die persönliche Beziehung, die Spitze, die den Hörer persönlich trifft: „Er ging hin, verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker." Objektive Fragen darüber schneidet er rundweg ab. Auf die Frage: „Meinst du, daß wenige selig

werden?" antwortet er: „Ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingeht."

Auch die Fragestellung und die Besprechungen dieser Tage haben uns diesen Weg geführt. Nicht das Reich Gottes steht in Frage, sondern unsere Stellung und Zugehörigkeit dazu. Über alle Verschiedenheit der Auffassungen hinweg handelt es sich heute um eine letzte, unmittelbare Gewißheit, nicht um eine Hoffnung, Vermutung oder Wahrscheinlichkeit, sondern um eine Gewißheit, ob ich — jetzt in dieser Stunde — so wie ich bin vor Gottes Augen — Reichsgenosse bin oder nicht. Das ist die Frage des Reiches Gottes im Sinne Jesu.

Wir haben in diesen Tagen über das Reich Gottes gesprochen als solche, die offenbar dafür interessiert, ja mehr noch, die ihm nahe sind, die sogar etwas damit zu tun haben. Oft klang es so, als ob wir uns dazu berufen wüßten, ja als ob wir zu seiner Verwirklichung etwas beitragen müßten. Aber ohne klare Antwort auf die Kernfrage auch dieser letzten Gewißheit ist alles Reden, Erkennen und Entschließen umsonst. Das Reich, das uns in diesen Tagen mit seinen verschiedensten Auswirkungen im Volks-, Staats- und Völkerleben beschäftigt hat, ist ohne Zweifel etwas Begeisterndes und Erhebendes. Es ist ein Ziel, das unsere selbstgesteckten Menschenziele weit überragt und alles Gute und Große in uns in Spannung zu setzen vermag; ein Ziel, das die Vollendung dessen bedeutet, was in unserer Seele mehr oder weniger bewußt als Ahnung liegt; das Ziel, zu dem wir eigentlich geschaffen sind, das unserem Leben einen wunderbaren Sinn, einen vollen Inhalt zu geben vermag und unser Dasein lebenswert macht. Aber es ist und bleibt eine Illusion, die höchste und wunderbarste Zusammenfassung aller Menschenträume, solange nicht die Kernfrage gelöst ist und die Gewißheit der persönlichen Zugehörigkeit besteht.

Es wird heute gegen unsere deutsche Kirche der Vorwurf erhoben, sie habe das eigentliche Evangelium unterschlagen, die Botschaft vom Reich, das alle und alles, unseren ganzen menschlichen Lebensstand, persönliches, soziales und internationales Leben umfaßt, und das hier unter uns am Anbrechen ist. Sie habe zu einseitig

die individuelle Seite der Botschaft vom Reich verstanden und vermittelt. Darum habe sie die Massen nicht erreicht, und darum seien die Gebildeten an ihr vorübergegangen, weil sie ihnen keine Ziele steckte, die ihre Kräfte in Anspruch nahmen. Man weist gern auf den Calvinismus hin, der die irdischen Lebensverhältnisse ganz anders zu durchdringen und sie den großen Zielen der Ausbreitung des Reiches Gottes unterzuordnen verstanden habe. Auch in den Kreisen unserer christlichen Studentenbewegung lebt der Gedanke, unsere Basis sei zu individuell, die Botschaft vom Gottesreich sei zu persönlich gefaßt und in ihrer umfassenden Größe nicht verstanden. Darum fehle uns in der heutigen Kulturkrisis die Stoßkraft.

Die Berechtigung zu Vorwürfen wegen des Versagens von uns Christen von heute wird niemand bezweifeln. Ob aber der Grund für das Versagen nicht ein ganz anderer ist? Ob die Botschaft vom Reich nicht immer noch zu allgemein und zu wenig persönlich gefaßt ist? Ob die Bewegung, die von Luther ausging, nicht im Ansatze stecken blieb? Ob ihr nicht die schneidende Schärfe und persönliche Spitze des Jesuswortes immer wieder zu schnell abhanden kam? Nicht die Ablehnung der Christusbotschaft und nicht die bewußten Gegner der Botschaft vom Reich Gottes belasten das Schuldkonto der Christen, sondern die völlige Gleichgültigkeit der großen Masse unseres Volkes und die völlig interesselose Stellung unserer Gebildeten zu den Reichgottesfragen jeglicher Art ist unsere Schuld. Wo Gegnerschaft und Kampf gegen die Christusbotschaft da ist, ist das vielmehr ein Zeichen, daß Jesu Wort noch lebendig ist, und der Kern des Evangeliums immer wieder ans Licht kommt und verstanden wird. Denn der Kern des Evangeliums bewirkt, wo er verkündet wird, nicht ein menschliches Friedensreich, sondern Scheidung, eben weil ihm die persönliche Spitze eigen ist, die nicht die Verhältnisse und andere Menschen, sondern jeden persönlich anpackt. Gewiß, die Botschaft vom Reich zieht immer an; sie hat auch zur Zeit Jesu viele angezogen. Und doch gab es keine große Volksbewegung, die der Träger dieser Botschaft geworden ist, sondern es gab Scheidung. Es gab Augenblicke in der Arbeit Jesu, von

denen es heißt: „von der Zeit an gingen seiner Jünger viele hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm" (Joh. 6, 66). In seiner Abschiedsstunde konnte er nicht auf eine Schar von Reichsgenossen zurückblicken, deren Augen leuchteten, deren Herzen brannten, die mit leidenschaftlicher Kraft dem anbrechenden Reiche dienten, sondern auf einige Wenige, für deren Durchhalten und Treue über das Kreuz und das offene Grab hinaus er bangte und zitterte, um die er rang und für die er bat: „Vater, erhalte sie in deinem Namen." Sein Lebenserfolg bestand nicht in veränderten Lebensverhältnissen, nicht einmal in sichtbaren Ansätzen dazu. Ihn umgab vielmehr in seinen letzten Stunden ein Volk, das gegen ihn die Fäuste ballte, eine Welt, in der sich alles gegen ihn verschworen hatte, um ihn hinauszustoßen. Wir setzen uns viel zu leicht über diese Wirklichkeit hinweg und übersehen die Vorbedingungen, die Christus für seine Reichsgenossen gestellt hat. Und die sind sehr konkreter und persönlicher Art; sie wirken Scheidung und erregen Widerspruch. Denn: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister." Wenn aber heute große Teile unseres Volkes so völlig uninteressiert und gleichgültig dem Reich Gottes gegenüberstehen, scheint mir der Botschaft eher gerade das zu fehlen, was man ihr als Schuld vorwirft, die persönliche Spitze und Schärfe der Verkündigung Jesu. Nicht weil unser Christentum zu sehr persönlich ist, fehlt es ihm an Stoßkraft, sondern weil es zu wenig persönlich ist.

*

In diese Tage, in denen uns gewaltige Aufgaben vor Augen treten und ungeheure Perspektiven sich eröffnen, klingt ein seltsames, persönliches Wort, eine Warnung Jesu, hinein. Er warnt zu bauen, bevor man die Kosten überschlagen hat; er warnt davor, in der Begeisterung den Kampf aufzunehmen, bevor man über das Stärkeverhältnis sich nicht Rechenschaft gegeben hat. Erschütternd ist sonst der Umschwung und ergreifend die Enttäuschung, wenn die Warnung nicht beachtet wird. Wie viele solcher Tagungen sind schon im Sande verlaufen wie die Welle am Strand! Wie viele Ansätze und Entschlüsse, in heiliger Begeisterung gefaßt, sind nie Wirklichkeit geworden, ja sie haben auch in unseren Reihen oft in

Haß und Feindschaft sich verwandelt. Jesus ist nicht davor zurückgeschreckt, Menschen, die zur Nachfolge bereit waren, noch einmal die ganzen Konsequenzen vor Augen zu halten, die die Zugehörigkeit zu ihm für sie hat. Er sammelt, indem er scheidet. Es kommt ihm nicht auf Zahlen an, sondern auf Menschen, die alles zurücksetzen hinter dem Reich.

Darum gilt es bei der Frage: Wer ist geschickt zum Reich Gottes?, in erster Linie nicht unsere Menschenmeinungen auszutauschen, sondern einfach sein Wort zu sagen und alle unter sein Wort zu stellen und uns persönlich treffen zu lassen, wenn er anhebt:

„Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes." Lukas 9, 62.

„Wer Vater oder Mutter, wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert." Matth. 10, 37.

„Wer sein Leben behalten will, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinet- und des Evangeliums willen, der wird's finden." Markus 8, 35.

„Wer nicht absagt allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein." Lukas 14, 33.

„Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, wird nicht hineinkommen." Markus 10, 15.

„Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen." Ev. Joh. 3, 3.

Solche Herrenworte sind nicht allgemeine Grundsätze und -lehren, aus denen jeder nach Belieben das ihm Passende herausheben, die jeder nach seinem Gutdünken anwenden kann, sondern sie waren und sind persönlich gesagt und haben getroffen und treffen noch heute. Und sie haben überall, wo sie treffen, absolute Geltung. Sie sind wie ein zweischneidig Schwert, das schneidend und scheidend bis ins Innerste eindringt. Sie sind spitzige Pfeile, die uns mit Sicherheit an der verwundbarsten Stelle treffen. Wehe, wenn wir sie abstumpfen und durch sinnvolle Umdeutung in ihrer Wirkung abschwächen.

Es handelt sich beim Reich Gottes nicht um irgendeine Verbesserung unserer jetzigen Lebensverhältnisse und darum nicht um eine Stei-

gerung unserer ethischen Anstrengungen, sondern um die Herrschaft Gottes, in der sein Wille nicht als unerreichbares Ziel vor Augen schwebt, sondern wirklich und ganz geschieht durch uns. Und beim Verwirklichen dieses Willens handelt es sich nicht um ein Mehr oder Weniger, sondern um ein Entweder-Oder. Und in dieser Spannung des Entweder-Oder stehen nicht besondere weihevolle Stunden und entscheidungsschwere Augenblicke, sondern der Alltag, jeder Augenblick, auch der jetzige, wenn uns irgendeins der Worte von ihm trifft und uns unruhig macht. Das ist nicht etwas, was zu gelegener Zeit einmal in Ordnung gebracht werden kann. Jeder Aufschub ist ein Ausweichen, und jedes Ausweichen ist eine Entscheidung mit Ewigkeitswirkungen. Dem Willen Gottes gegenüber gibt es keine Entschuldigung, kein Wenn und Aber, keine Pflichtenkollision, kein Nachher. Das ist die Ewigkeitsschwere des Augenblicks, wenn das Wort Gottes lebendig wird und uns vor diese Wirklichkeit, vor diesen deutlichen Willen Gottes stellt. Jedes Ausweichen und Aufschieben ist Widerstand, Ungehorsam, Sünde. Mit diesem Gegenwillen, der die Herrschaft Gottes aufhält, gibt's für Reichsgenossen in keinem Punkt ein Paktieren. Das ergibt diese Schärfe und Härte im Kampf, die man so gern übersieht oder umdeutet. Jesus liebte jenen jungen idealen Menschen, den die Religion seiner Väter nicht befriedigte und der voll Sehnsucht war nach dem Vollkommenen. Und doch machte er den Schnitt zwischen sich und ihm. Es gibt nur ein Entweder-Oder, das sich in der Stunde einer solchen Begegnung entscheidet. Er schreckt nicht vor der Scheidung zurück und sucht nicht zu vermitteln und durch Hinauszögern den Schnitt zu vermeiden. „Was du tust, das tue bald."

Denn der Anbruch des Gottesreiches bringt auch das Gericht. Die Verkündigung des anbrechenden Reichs führt überall da, wo die Sünde widersteht, zum Richterspruch: Wehe. Jesu Liebe ist alles andere denn weich und sentimental. Er hat nicht nur eingeladen, gelockt und getröstet, er hat sich auch nicht gescheut zu schrecken, wie kein anderer, und von einem ewigen Entweder-Oder, von Seligkeit oder Verdammnis zu sprechen, über die jetzt entschieden wird.

Es gibt keine Vermittlung, kein Kompromiß, keine Zwischenstufe, weder in der Zeit noch in der Ewigkeit. Diese Unnachgiebigkeit gegen die Sünde, gegen den Widerstand und das Ausweichen vor Gottes konkretem Willen führte überall da zur Scheidung und zum Kampf auf Leben und Tod, wo die Sünde nicht gebrochen wurde. Das Ende war das Kreuz, das die Menschen im Widerstand gegen den Heiligen, der nur auf Gott sah und nur seinen Willen ehrte und seinen unbedingten Willen zur Durchführung brachte, aufgerichtet haben.

Dieser Widerstand, dieses Ausweichen vor dem deutlichen, konkreten Willen Gottes geschieht bis heute oft in den religiösesten Formen. Unser dogmatischer und ethischer Standpunkt jeglicher Art ist oft nichts anderes als ein wunderbares System, um dem konkreten Gotteswillen auszuweichen. Und unser sogenannter Dienst fürs Reich Gottes, unsere Anstrengungen sind oft nichts anderes als Umwege um den eigentlichen, uns zu schweren Gotteswillen herum. Jesus hat ein ernstes Wort darüber gesagt, unter dem unsere ganze religiöse Arbeit immer wieder geprüft werden muß: „Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Taten getan? Dann werde ich ihnen sagen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Übeltäter." (Matth. 7, 22. 23.) „Die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenig sind's, die ihn finden, die den Willen tun meines Vaters im Himmel."

Was steht diesem Willen nicht alles im Wege und bäumt sich nicht alles gegen ihn auf! Das Fleisch mit seinen Begierden; die Gewohnheit mit ihren Gesetzen; unsere Nächsten mit ihrer Liebe, die in bester Absicht uns den steilen, dornigen Pfad ersparen möchten und in entscheidenden Augenblicken uns als Versucher vom Gehorsamsweg abzubringen suchen (wie es Jesus selbst mit seiner Mutter und seinem Lieblingsjünger erlebt hat); unsere Umwelt mit ihrem Urteil; unsere Ichliebe mit ihrer Allmacht und ihrer Leidensscheu; unser sogenanntes religiöses Leben mit seiner Unwahrhaftig-

keit und Selbsttäuschung. Das ist das allerschlimmste, daß man die Stimme Gottes mit religiösen Gedanken, mit Bibel-, ja mit Jesusworten und daraus abgeleiteten Taten übertönen kann. Das ist die List der Gegenmacht gegen den Willen Gottes, mit der auch Jesus dort in der Versuchungsstunde gerungen hat. Gerade unser Besitz, unser geistiger und geistlicher Besitz ist oft ein Haupthindernis. Und auch das, was wir tun und vermeintlich opfern, geschieht oft im Widerstand gegen den Willen Gottes. Davon sich zu trennen, sich das zerschlagen und entwerten zu lassen, ist das Schwerste, weil es unsere letzte Zuflucht, der Bergfried unserer Ichfestung ist. Hart und unerbittlich hat Jesus gerade dagegen den Kampf geführt. Rücksichtslos reißt er den Frommen, die in Selbstzufriedenheit und Sicherheit das Gottesreich erwarten, oder in Selbstvermessenheit glauben, es bauen und vorbereiten zu können, die Masken vom Gesicht, und mit schonungsloser Offenheit deckt er ihnen die Wirklichkeit auf: „Wehe euch, wer hat euch gesagt, daß ihr dem kommenden Zorn entrinnen werdet?"
Und auch den Edeln und Suchenden, die sich nach dem Vollkommenen ausstrecken und es sich etwas kosten lassen wollen, zerstört er mit der absoluten Forderung Gottes ihren vermeintlichen Besitz: „Es sei denn, daß eure Gerechtigkeit besser sei denn der Pharisäer, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen." Matth. 5, 20; „Ihr werdet nicht aus dem Kerker kommen, bis auch der letzte Heller bezahlt ist." Matth. 5, 26. Damit drückt er unerbittlich den Stachel ins Gewissen und nimmt erbarmungslos jeden Trost, den das Gesetz und die harten Forderungen als Zukunftsziele aufgefaßt immer noch geben können. Sein Bußruf, der von der Verkündigung des Reiches Gottes nie getrennt werden kann, bekommt seine Wucht dadurch, daß er Gottes Forderung gegenwärtig und Entschuldigungen, Umwege und Aufschieben unmöglich macht. So gewaltig ist seine Forderung, daß seine eigenen Jünger erschrecken und fragen: „Wer kann denn selig werden?" Matth. 19, 25. Diese Frage ist das Ziel des Bußrufs.
Solange wir uns in aller Gemütsruhe über das Reich Gottes unterhalten können, mit diesem selbstverständlichen Bewußtsein

der Zugehörigkeit, die sich auf unser Wollen und unseren Entschluß gründet, oder gar mit dieser Anmaßung, daran mitbauen und es mit herbeiführen zu können, so lange haben wir mit dem von Jesus verkündeten und verheißenen Reich nichts zu tun und keine Berührung mit ihm. Die Nähe dieses Reichs treibt zur Buße, zur ernsthaften, ganz persönlichen Frage: „Wer ist geschickt zum Reich Gottes?" und zur furchtbaren Erkenntnis: „Bei den Menschen ist's unmöglich."

Das machen Lebensgeschichten wie die eines Petrus besonders deutlich. Nicht sein Willensentschluß zum Dienst, nicht die Aufgabe seines Berufs und seiner gesicherten Lebensstellung, auch nicht die Bereitschaft, sein Leben für das Reich in die Schanze zu schlagen, machen ihn geschickt. Das alles hält nicht stand in Großkampftagen des Reiches mit der Gegenmacht der Finsternis. Der Weg zum Reich und zum Dienst darin führt durch die Aufgabe und den Zusammenbruch der eingebildeten Kraft. Das Wrack seines Lebens muß völlig zerschellen, und es zerschellt in jener dunklen Nacht. Als der, der nichts mehr zu fordern, anzubieten und zu versprechen hat, als der Untauglichste und Unwürdigste ist er geschickt, so wird er vom Auferstandenen in den Dienst des Reichs gestellt. Nicht die theoretische Erkenntnis und die Beobachtung bei anderen, sondern die eigene Erfahrung: „Bei den Menschen ist's unmöglich," ist das Entscheidende. So wird aus ihm der Bote, der uns Christen zuruft: „Seid nüchtern und setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade." 1. Petri 1, 13.

Ja, das nahende, das anbrechende Reich treibt zur Buße. Ob es Petrus oder Paulus, Augustin oder Luther oder heutige Studenten sind, die Erfahrung ist immer wieder dieselbe. Wer in die Gewalt des lebendigen Christus, in den Bereich seines Reiches kommt, für den verstummen einmal die süßen, weichen Weisen von der Christusminne, und der versteht, wie in Markus 10, 32 das seltsame Wort stehen kann: „Jesus ging vor ihnen, und sie entsetzten sich, folgten ihm nach und fürchteten sich." Zum Reich Gottes ist geschickt, wer sich zerschlagen, sich überführen läßt, wer die wundesten Punkte in seinem Leben sich aufdecken und ans

Licht ziehen läßt. Das mag sehr einseitig sein. Aber so knüpft Jesus an. Da setzt er ein. Die Wege dahin mögen sehr verschieden sein; aber das ist die eine enge Pforte, zu der sie führen: Wille Gottes, an dem wir zerschellen. Zur Reichsverkündigung gehört der Bußruf, zur Reichsunmittelbarkeit der Zusammenbruch, ein Durchstreichen des Eigenwertes und des Eigenwollens; ein Abhängigwerden von Christus stündlich, im Kleinsten, ein Offensein und Hören auf seine Stimme.

*

Darum ist die Reichsbotschaft Frohbotschaft, darum beginnt die Bergpredigt mit der Seligpreisung, darum liegt in den Augen wirklicher Reichsgenossen eine tiefe, friedevolle, sieghafte Freude. Da ist das Menschenwort, die Menschengüte, der Menschentraum zu Ende und damit alles Halbe, Unsichere, alles Schwanken. Da wird aus dem Mangel Fülle, aus dem Sehnen Erfüllung, aus dem Ringen Sieg, aus dem Stückwerk Vollkommenes. Das Reich Gottes ist hereingebrochen, wo die Macht der Finsternis bricht, wo Blinde sehend und Aussätzige rein werden, wo Sünde vergeben und Armen die Frohbotschaft verkündet wird. Der furchtbaren Erkenntnis von der Ohnmacht, „bei den Menschen ist's unmöglich", steht die frohe Botschaft gegenüber: „aber bei Gott sind alle Dinge möglich".

Wo Menschen in sich zusammengebrochen sind, wo das Eigenwollen zur Sünde und die Macht der Sünde zur Not geworden ist, da verkündet Jesus mit Vollmacht in heiliger Unbeschränktheit diese frohe Botschaft. Er spricht dabei nicht von etwas Fernem. Er redet nicht nur von Gnade, er handelt gnädig. Er hebt alle Trennung auf und gibt sich ganz mit allem, was er ist und hat, den Sündern hin. Der Riß ist wirklich verschwunden. Es ist nicht ein Stück Liebe, ein bedingtes Vergeben, ein zeitweises Helfen, sondern die ganze, volle Liebe, Hilfe und Gnade, die er dem Reuigen, der in sich geht und umkehrt, in seinen Gleichnissen (Luk. 15) verkündet und in seiner Liebe gewährt. Schranken der göttlichen Gnade durch Vererbung oder Dekadenz kennt er nicht. Auch wenn er die Sünde und das Elend der Menschen in ihrer

ganzen Furchtbarkeit aufdeckt, — denn er sieht darin die satanische Macht, gegen die er kämpft, — steckt darin doch die ganze Liebe und das volle Erbarmen. Die Diagnose „todkrank" stellt und sagt er so klar, weil er Rettung weiß und helfen kann. Völlig unbeschränkt bietet er den Todkranken diese Hilfe an: „Kommet her zu mir alle," ohne Aber, ohne Ausnahme und Beschränkung. So schonungslos hart Jesus ist, wo er mit der Sünde zusammentrifft, so geduldig und nachgehend ist er dort, wo ihr Widerstand gebrochen ist, wo Menschen ohne Verdecken und ohne Entschuldigung zu ihm kommen und bereit sind, sich beschenken zu lassen. Denn das Reich Gottes ist bereitet und wird gegeben. Und es ist da, mitten in aller Not, mitten in aller Schuld, da, wo man darnach begehrt. Darum spricht er von einem Feld, das reif ist zur Ernte, wenn eine Verrufene sich von ihm ihre Sünde aufdecken und vergeben läßt, und wenn das Elend ihn umgibt und nach seiner Hilfe schreit. Darum weist er auf das Kind: „Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kind, wird nicht hineinkommen." Mark. 10, 15. „Denn was hoch ist unter den Menschen, ist ein Greuel vor Gott." Luk. 16, 15. Die Hilflosigkeit und die Unbefangenheit des Kindes, das, so ganz aufs Empfangen angewiesen, sich helfen und beschenken läßt ohne zu fordern und zu rechnen, ohne an Verdienst und Würdigkeit zu denken, ist die Voraussetzung zum Eintritt ins Reich. Darum preist er auch die Armen, die Hungrigen, die Leidtragenden, die Demütigen selig, weil in ihnen das Bedürfnis wach und die Bereitschaft vorhanden ist, seine Gabe anzunehmen und sich beschenken zu lassen. Wo man in der eigenen Unfähigkeit nach Hilfe sich sehnt, und mit Vertrauen sich ihm aufschließt und öffnet, da kann er helfen, da verheißt er das Reich. Das ist der Glaube, den er unter uns Menschen sucht, dieses Sichausstrecken nach seiner Gabe. Und diesen Glauben findet man gerade da, wo man es am wenigsten vermutet, bei denen, die von der Durchschnittsfrömmigkeit und Sittlichkeit verstoßen sind. Es gibt kein Verbrechen, auch wenn es von den Menschen mit dem Tode bestraft wird, das vom Reich ausschließt; wenn es uns zu den Armen und Bettlern macht, die

sich von ihm beschenken lassen wollen: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein."

Dieser Glaube war die einzige sichtbare Frucht der Arbeit und Wirksamkeit Jesu im Jüngerkreis. Petrus hat dem Auferstandenen nichts, gar nichts aufzuweisen, was ihn geschickt macht zum Reich Gottes. Er kann ihm auf keine Frage mit Ja antworten als auf die eine, die er ihm stellt. Schon darin, daß er ihm diese eine Frage stellt, zeigt sich das Erbarmen. Christus fragt ihn nicht nach seiner Treue, nicht nach seinem Bekenntnis, nicht nach einem neuen Entschluß, sondern er fragt den Tiefgebeugten nach der Grundrichtung seines Herzens, nach seinem innersten Verlangen und Sehnen, ob es auf ihn gerichtet sei. Nicht nach einer Probe, nicht auf Grund von Versprechungen nimmt ihn Jesus an. Nein, so wie er ist, so erneuert er die Gemeinschaft, ja, gerade so stellt er ihn in seinen Dienst. „Nichts hab' ich zu bringen, alles, Herr, bist du."

Gerade wenn die Stimme des Gewissens laut wird und der Verkläger uns keine Ruhe läßt, wenn keine Anstrengung das Geschehene rückgängig machen und die Erinnerung daran austilgen kann, gerade dann zeigt Christus sich in der ganzen Liebe, in seinem grenzenlosen Erbarmen. Freilich, es ist das allerschwerste und der letzte Ausweg, wirklich von sich abzusehen und gar nicht mehr mit sich, sondern mit Christus zu rechnen. Wenn wir seine unbegreifliche Gabe nicht für uns zu nehmen und zu fassen vermögen, — und das ist vielen unter uns ihre Not, — so liegt es nicht daran, daß wir zu schwach und erbärmlich sind, sondern daran, daß wir noch viel zu groß und stark sind. Es muß nicht das zuvor klar sein und jenes erreicht sein, sondern so, wie wir sind, wie wir jetzt sind, dürfen wir kommen. Da, wo jeder steht in seinem Leben, in seiner Entwicklung und Heimweh hat und Sehnsucht, weil Not und Schuld ihn drückt, da darf er umkehren, wie er ist, und heimkommen. Der verlorene Sohn ist dem Vaterherzen am nächsten. Aber nicht, weil er bereut, wird er angenommen, sondern weil der Vater ihn liebt trotz seines Ungehorsams. Nicht, weil wir zerknirscht sind und Buße tun, dürfen wir kommen, sondern

weil Gott gnädig ist und der Christus uns ruft. Keiner ist geschickt zum Reich Gottes, und daran ändert auch der Bußkampf nichts, er macht uns auch nicht geschickt. Das Erbarmen Gottes hat gar keinen Grund in uns. Die Verbindung mit Gott entsteht nicht durch Steigerung unseres Selbst, weder durch Übung unserer Gedanken, noch durch Anspannung unseres Willens, noch durch Erregung unseres Gemütes, auch nicht durch Steigerung unseres Sündenbewußtseins, sondern durch die Tat Gottes, die geschehen ist, die vollbracht ist; für uns vollbracht, für uns, so wie wir sind. Das ist unbegreiflich und unlogisch. Aber solange wir noch darnach fragen, brauchen wir diese Tat noch nicht, sondern haben offenbar noch andere Möglichkeiten zur Rettung und zum Leben. Solange ein im Wasser Befindlicher sich noch überlegt, woher das Seil kommt, das ihm zugeworfen wird, und wie es beschaffen ist, ist er noch nicht am Ertrinken. Der Ertrinkende fragt nicht lange, er greift zu. Die Bilder, mit denen wir Menschen diese unbegreifliche Tat Gottes zu erklären versuchen, sind nicht letzte Erklärungen, sondern dienen nur dazu, dieses Wunder aller Wunder uns nahezubringen und anzubieten: daß wir als die Unwürdigen des Reichs gewürdigt, als die Verirrten gesucht, als die Verlorenen gefunden, als die Widerstrebenden angenommen werden, als die Verdorbenen rein sein sollen, nein, nicht sollen, *sind* durch Christus; daß wir allen anklagenden Stimmen seinen Namen entgegenhalten dürfen, und in aller Anfechtung und Not, im Kampf und im Gericht bei ihm geborgen sind. Und das alles, nicht weil unser Verstand eine solche Lösung fordert, nicht weil unser Gefühl es bestätigt, sondern weil es Gott gefallen hat, der Welt den Frieden zu geben durch seinen Christus, und durch törichte Predigt selig zu machen, die daran glauben, d. h. die sich ausstrecken darnach, die sich beschenken lassen.

*

Dies Geschenk aber wird nicht zum Besitz, der uns dann groß und reich und selbständig macht, sondern wir wandeln im Glauben, in der Bereitschaft, immer neu, fort und fort, uns beschenken zu lassen. Das hat Petrus in schmerzlichem Erleben lernen müssen:

das Hineinwachsen ins Reich geschieht unter dem Zunehmen der Spannung zwischen Zerschlagenwerden und Beschenktwerden. „Je kleiner ich, je größer er in mir, je mehr wirkt seine Kraft," aber wirklich seine und nicht meine seelische. Und seine Kraft hat mit unseren menschlichen Maßen und Kraftgefühlen nichts zu tun. Frucht, die Gott schafft und bei uns sucht, ist etwas völlig anderes, als was wir Menschen mit Erfolg bezeichnen. Und darum ist auch der Weg ein anderer, auf dem er sein Reich vollendet, und den er die Reichsgenossen führt, als er unseren menschlichen Gedanken entspricht. In dem Maße, in dem wir hineinwachsen ins Reich, werden auch die einzelnen Gebiete unseres Lebens diesem Weg Gottes unterstellt und erfüllt sich das Wort Jesu zu Petrus: „Da du jünger warst, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hinwolltest, wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hinwillst." Joh. 21, 18.

Dreierlei gehört nach der Schrift, soviel ich sehe, dazu, diesen Weg Gottes finden und gehen zu können: das Wort, die Gemeinschaft, das Gebet. Das Wort, nicht als eine Formel, nicht einige Sätze, die in unsere Gedanken hineinpassen, sondern das Wort, das durch Jesus uns lebendig ward, und durch das er uns lebendig wird; das Wort, das hineingreift und -schneidet in unser Leben; das Wort, das uns zerschlägt und beschenkt, richtet und aufrichtet. Die religiöse Gemeinschaft, die nicht lebt aus dem Wort, kann prachtvolle Köpfe und geniale Leiter haben, aber es fehlen ihr die Ewigkeitslinien oder sie verliert sich in Schwarmgeisterei. Das Gebet, das nicht am Wort sich nährt, kann tief innerlich und wahr sein, es bleibt aber im Grunde ein Selbstgespräch ohne Antwort. Es führt zur Innenschau, aber nicht in Gottes Gegenwart. Ein großer Teil unserer Gebetsnot hat darin ihren Grund. Es fehlt der Umgang, das Leben mit dem in der Schrift lebendigen und durch die Schrift redenden Christus, der gestern und heute derselbe ist. Und darum fehlen auch die Antworten.

Die Gemeinschaft, nicht als ein stiller Klub gleichgestimmter

Auf Seite 17 muß es in der zweiten Reihe von oben „Geist Jesu" statt „Zusammenschluß" heißen.

Seelen, sondern als ein Zusammenschluß zu ernsthaften Aufgaben nach Innen und Außen. Der Zusammenschluß wirkt immer gemeinschaftbildend, und die Gemeinschaft wird nicht ohne Schaden gemieden. So mancher alte Christ, von dem man den Eindruck hat: in seinem Innersten ist etwas erstarrt, ist einsam und ohne Gemeinschaft und Austausch. Und so mancher ernsthafte Nachfolger, der von Wort und Gebet lebt, wächst in einem geistlichen Stolz, der allmählich nur noch sie selber hören kann, und wird trotz aller Arbeit unfruchtbar. Bei Paulus ist es besonders deutlich zu sehen, wie stark er der Gemeinschaft bedurfte, auch wenn er sich in besonderen Fällen gegen den Willen aller Gemeinden stellen mußte.

Das Gebet, nicht aus Gewohnheit, nicht in Selbstreflektion, sondern als Reden mit Gott, bei dem wir rufen und er hört, und er ruft und wir hören. Gerade das Gebet kann blitzartig unsere wirkliche Lage erhellen. Können wir beten, steht unser Leben durch das Gebet wirklich in einem ständigen Zusammenhang mit der Gotteswelt? Das ist die Not des Studenten, d. h. die Stelle, an der sich seine ganze innere Not offenbart.

Und darum wissen wir auch nichts von Führung in unserem Leben. Der Reichsgenosse läßt sich führen. Das bedeutet nicht untätig sein und die Hände in den Schoß legen, vielmehr stärkste Aktivität; aber in einer Linie, die der natürlichen, menschlichen unter Umständen völlig entgegengesetzt ist. Christus spricht bei der Nachfolge immer wieder vom Kreuz und vom Kreuztragen. Es gilt, das Kreuz nicht nur dulden, sondern das Kreuz auf sich nehmen und tragen, im Gehorsam, in der Gewißheit der Führung, der Berufung. Das ist eine Aktivität aus der Passivität heraus, mit einer Gewißheit, die vom Geist des Herrn stammt, der in Wort, Gemeinschaft und Gebet lebendig ist. Das ist eine Aktivität, die im letzten Grunde keine Anstrengung bedeutet, sondern Auswirkung, nicht ein Freiseinwollen, sondern ein Freiseindürfen, nicht ein Schaffenwollen, sondern ein Schaffenkönnen. Da ist das eigene Machen am Ende, und das Leben mit der ungeheuren Spannung Wirklichkeit, von der Paulus sagt: „Wenn ich schwach bin, bin ich stark." Das ist das neue Leben, „das verborgen ist mit Christo

in Gott", das ständige Leben vom Geschenk, das immer neu und unerschöpflich ist; das Sichführenlassen.

Ich bin am Schluß. Möchte dieser Schluß den Anfang bedeuten zur persönlichsten Fragestellung (in großen oder noch besser in kleinen und kleinsten Kreisen, heut und morgen. Aber auch diese Aussprachen haben nur Sinn, wenn sie zugleich einen Anfang bedeuten), den Anfang zum persönlichen Finden und Nehmen dessen, was uns allen ohne Ausnahme angeboten ist, zum Hören und Gehorchen der Stimme dessen, der ruft: „Wen da dürstet, der komme, und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst."

Wer ist geschickt zum Reich Gottes? Wer sich an seiner wundesten Stelle treffen und zerschlagen, wer sich beschenken, wer sich führen läßt. So rückt an die Stelle des Eigenwillens Gottes Herrscherwille. So entsteht die Schar derer, die mit ihrer Religion nicht sich, sondern Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit, die Reichsgenossen, die in Wort und Wandel Gott die Ehre geben, und die mitten in der Welt, im irdischen Beruf, welcher Art er auch sei, in der Natur, in der Freude, im Leiden und im Sterben, das Siegeslied der vollendeten und triumphierenden Schar im Herzen tragen: „Lob und Ehre und Weisheit und Dank und Preis und Kraft und Stärke sei unserem Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Mission und Reich Gottes

Von Dr. Johannes Weise
(jetzt in Kanton [China])

Mission heißt Sendung. Überall, wo jemand im Auftrag eines Höheren hingeht, um dessen Befehle auszurichten, könnten wir von einer Mission sprechen. Uns handelt es sich nur um die Mission, die mit dem Reich Gottes zu tun hat. Wir denken dabei vornehmlich an die Mission, die diesen Sendungscharakter am deutlichsten ausgeprägt behalten hat: an die Äußere Mission. Dort wird uns jedesmal wieder klar, daß Mission Sendung ist, wenn wieder neue Boten die Heimat verlassen, um in Völkern fremder Rasse und fremder Kultur ihren Auftrag auszurichten.

Solange wir nur gedanklich die beiden Begriffe Mission und Reich Gottes einander gegenüberstellen, ist eine Spannung zwischen ihnen nicht gut möglich. Aber wir wissen, daß die Mission kein bloßer Begriff ist, sondern eine sehr reale, faßbare Wirklichkeit, ein großes, ausgestaltetes menschliches Werk mit den Vorzügen und Fehlern solcher Werke. Sie ist ein Stück unserer Kultur mit ihren Gesellschaften und Missionshäusern, mit ihrer Verwurzelung auch in der Heimat durch die mannigfachen Vereine und Zeitschriften.

Daß eine solche große menschliche Organisation nicht ohne weiteres mit dem Reich Gottes verbunden oder gar ihm gleichgesetzt werden kann, wissen wir natürlich. Wir empfinden, daß in der Zusammenstellung irgendeine Frage liegt. Das Bewußtsein dafür kann sehr äußerlich geweckt werden.

Vor dem Kriege, — als wir noch ein reiches Volk waren, — hat mancher die Forderung, für die Mission zu geben, als etwas Selbstverständliches hingenommen. In der gegenwärtigen Not-

zeit, in der wir alle Arbeiten, ja auch alle unsere kleinen Ausgaben auf ihre Notwendigkeit prüfen müssen, ist in manchen, auch christlichen Kreisen die Frage laut geworden, ob unser ganzer, wesentlich aus der Vorkriegszeit stammender Missionsbetrieb immer weiter mitgeschleppt werden müßte. Ja, ganz von außen fängt zuweilen die Zweifelsfrage an. Dann geht sie weiter: Warum ist es überhaupt notwendig, daß wir Mission treiben? — Und nicht nur die Notwendigkeit, ja, auch die Möglichkeit einer Mission wird angezweifelt. Können wir als Menschen einer bestimmten Kultur unter Menschen anderer Kultur, nicht nur anderer Sprache und Geschichte, sondern ganz anderer Seele, Mission treiben?

Und wo solche Zweifel bestehen, — und sie gehen, oft unausgesprochen, aber doch gefühlsmäßig bis weit in unsere christlichen Kreise hinein, — untergraben sie die Missionsfreudigkeit und nehmen uns den Segen der Mission.

Von der Berechtigung der Mission haben wir demnach zuerst zu sprechen.

I

Auch in den Kreisen, die einst bereit waren, für die Mission einzutreten, empfindet man eine gewisse Missionsmüdigkeit. Dahinter sollen wir nicht gleich schwere grundsätzliche Zweifel an der Berechtigung derselben suchen. Sie entspringt der gesamten Nachkriegsstimmung, die über uns allen lastet. Es sind die großen Enttäuschungen der letzten Jahre, die gleichzeitig mit der wirtschaftlichen und politischen Beengung vielen den Mut zu weitausschauenden Plänen genommen haben. Andererseits ist vielen erst jetzt als ungeheure Last aufgegangen, welche Arbeit noch im eigenen Volke zu geschehen hat. Und wenn dann auch die Äußere Mission durchaus für wünschenswert gehalten wird, so tritt sie vor den näherliegenden Aufgaben zurück. Mission ist, heißt es dann, gut, sehr gut, wenn die Kraft dazu da ist. Aber jetzt, in dieser außergewöhnlichen Notzeit, hier, im verarmten Deutschland, ist sie nicht zeitgemäß.

Viel ernster nehmen wir eine Begründung für die Zurückstellung

der Mission, wenn sie auf Gottes Willen zurückgeführt wird: Gott habe offenbar durch das Geschehen der letzten Jahre seiner Kirche sagen wollen, daß ihre Aufgabe ganz hier in der Heimat liege. So seien die Missionsfelder verschlossen und die Missionare vertrieben worden, damit sie nun hier in die Reihen der Inneren Mission träten. Darum schlägt man vor, die Missionshäuser zu Ausbildungsstätten für Arbeiter der Inneren Mission umzugestalten. Ja, man faßt den ganzen Zusammenbruch der letzten Jahre so auf, als ob das Gericht Gottes, das über die ganze abendländische Christenheit geht, ihr sagen wollte, daß sie gar nicht würdig sei, Mission zu treiben.

Das sind Einwände gegen die Mission, die ihr verhältnismäßiges Recht in der Heimat haben. Die Aufgaben in der Heimat sind freilich hergehoch, ja, für Menschenkraft unlöslich. Es mag auch die Werbearbeit für die Äußere Mission manchmal in menschlichem Eifer übertrieben worden sein. Der gemeinsame Fehler aber aller dieser Einwände ist der falsche Ausgangspunkt, indem man einseitig nur auf die Not der Heimat schaut und nicht gleichzeitig auf die Not draußen. Erst im Vergleich zu der unübersehbaren geistlichen Not der nichtchristlichen Länder wird die Not im eigenen Volke kleiner, wie uns auch unsere deutsche wirtschaftliche Lage erst erträglich dünkt, wenn wir einmal dem unsagbar furchtbaren Elend in Rußland ins Auge geschaut haben.

Den genannten Einwänden liegt aber auch manche Gedankenlosigkeit und Undankbarkeit zugrunde. Daß wir die Aufgaben in unserer nächsten Umgebung so groß sehen, folgt einfach aus dem Gesetz der Perspektive. Hätten die Apostel nur diese Aufgaben gesehen, dann wäre die Christenheit vielleicht heute noch auf Palästina und Kleinasien beschränkt oder längst untergegangen, dann wäre kein Paulus nach Griechenland und Rom gekommen und die irischen Mönche nicht in Deutschlands Wälder. Aber die Apostel, wie alle Missionare, konnten nur deshalb aus ihrer Heimat hinausgehen, weil sie wußten, daß das, was sie den fremden Völkern bringen wollten, lebensnotwendig sei, — notwendiger als das Brot für ein verhungerndes Volk! Hier liegt die Entscheidung.

Hier müssen wir auch heute die Antwort suchen: Ist uns das Evangelium von Jesus Christus so lebensnotwendig, daß deshalb auch heute für uns noch die Mission gerechtfertigt, ja geboten ist?
Daran ist nun kein Zweifel, daß viele Glieder unserer sogenannten Christenheit diese Notwendigkeit nicht einsehen. Notwendigkeit bedeutet doch, daß die Heiden ohne Christus Gott nicht finden könnten. Dagegen spricht aber die Grundanschauung unserer idealistischen Bildung, daß das Ewige allen Menschen gleich nahe sei, und daß nur Selbstbesinnung, nur ernstliche Versenkung in sein besseres Selbst nötig sei, um seinen Gott zu finden. Ich brauche hier nicht besonders auszuführen, daß dieser Gott des Idealismus, — und wir erkennen den Idealismus an als eine der höchsten Formen menschlicher Religiosität, — nicht der heilige Gott der Bibel, nicht der Vater Jesu Christi sei, sondern im letzten Grunde oft nur eine Vergötterung des eigenen Ich.
Wenn man aber dieser Überzeugung ist, daß die nichtchristlichen Völker in ihren Religionen im wesentlichen dasselbe haben, wie wir im Christentum, dann möchte man freilich jenen ihre angestammten Religionen nicht nehmen. Man müßte sogar folgerichtigerweise der Meinung sein, daß es besser gewesen wäre, die alten Deutschen hätten ihren Wodankult behalten. Von Mission kann man nur dann reden, wenn man weiß, daß in Jesus der ganzen Menschheit ein unersetzbares Gut geschenkt ist.
Nun will man aber die Berechtigung der Mission dadurch widerlegen, daß man nicht mehr von einer mehr oder weniger großen Notwendigkeit derselben spricht, sondern von vornherein ihre Unmöglichkeit erklärt. Die ganze bisherige Mission beruhe auf einer ungeheuerlichen Selbsttäuschung, man habe gar nicht bemerkt, daß es völlig unmöglich ist, eine in einem bestimmten Kulturkreise gewachsene Religion in einen fremden Kulturkreis zu verpflanzen. Es sei ein sinnloses Unterfangen, unser abendländisches Christentum, — das nach dieser Anschauung etwas völlig Verschiedenes vom Urchristentum ist, — den Völkern der sogenannten primitiven Kultur Afrikas oder Indonesiens zu bringen. Ebensowenig

könnten die alten Kulturen des Ostens unser Christentum verstehen. Im besten Falle nähme man die äußere Form an, während unter der Oberfläche die alte östliche Religion bestehen bleiben müsse. Diese Anschauung haben einflußreiche Bücher, wie die Reiseschilderungen eines Bonsels, Graf Keyserling, in weite Kreise der Gebildeten getragen, vor allem ist es die Konsequenz des vielleicht wirksamsten, aber sicher auch irreligiösesten Buches der Gegenwart: Oswald Spenglers Untergang des Abendlandes. Wer wie Spengler jene abgrundtiefe, wesenhafte, seelische Scheidung der Kulturen vertritt, kann über jeden Versuch einer Mission über den eigenen Kulturkreis hinaus nur ein Urteil: „unmöglich" fällen.

Und doch können wir von Spengler etwas lernen. Es fällt von ihm ein eigenartiges Licht auf das Schicksal jener Missionsmethoden, die vor allem Kulturmission treiben wollen. Wenn man das Christentum so mit dem Werden der eigenen Kultur vermischt, daß die Fortschritte im politischen und wirtschaftlichen Leben dem Kommen des Reiches Gottes gleichgesetzt werden, dann muß man notwendig auch der Mission einen solchen Charakter geben, daß die kulturellen Ziele, vom Kampf gegen Volksunsitten, Trunksucht, Unsittlichkeit, bis zur Vertretung bestimmter politischer Staatsformen, in den Vordergrund treten. Man will nicht einzelne Seelen retten, sondern ganze Völker christianisieren — und bringt ihnen zunächst abendländische Wissenschaft und Technik, abendländische Industrie und abendländische Demokratie. Das nenne ich Kulturmission, und es ist eigenartig, zu sehen, wie gegen solche Mission in allen alten Kulturländern, sei es Ägypten oder Indien, China oder Japan, ein Widerstand, nicht von den Heiden, sondern von den eingeborenen Christen selbst, entsteht. Sie empfinden, daß ihnen etwas ihrem Wesen Fremdes aufgezwungen wurde. — Das Wort, das vor etwa zwei Jahren in einer amerikanischen Missionszeitschrift unter dem Bilde einer Missionsschule in China stand: „Amerikanisierung Chinas" wird ungewollt zum Gerichtsurteil über solche Missionsmethode, — die Chinesen wollen nicht mehr zu englischen oder amerikanischen Christen gemacht werden, natürlich auch nicht zu deutschen.

Die Kulturmission muß versagen, — aber nicht, weil das Christentum den gelben und schwarzen Menschen seelenfremd sei, sondern weil hier Reich Gottes und Kultur in verhängnisvoller Weise miteinander vermengt worden sind. Es ist falsch, wenn wir unsere abendländische Kultur fremden Völkern aufzwingen, darin hat Spengler recht, — aber andererseits kenne ich keinen besseren Weg, um Spenglers Theorie der unüberbrückbaren Verschiedenheit der Kulturen und seine Leugnung der Einheit der Menschheit und eines Sinnes für die gesamte Menschheitsgeschichte zu widerlegen, als gerade die Mission, d. h. die lebendige Missionserfahrung.
Wer kann uns die Seele des fernen Ostens vermitteln? Gewiß nicht der Weltreisende, der als Globetrotter die Weltstädte besucht. Aber es gibt einen Weg in die verschlossenen Herzen hinein, und das ist der Weg des Reiches Gottes, das ist die Erfahrung, die unsere Missionare hier und dort, zuweilen in überschwänglicher Weise, machen dürfen, daß trotz aller Rassen- und Kulturunterschiede das Menschenherz überall dennoch das gleiche ist, überall, wo der Geist Gottes die Menschen ergreift. — Es gibt keine stärkere Widerlegung der Spenglerschen Geschichtsphilosophie als die Tatsache einer lebendigen Missionsgemeinde.
Wenn man nach einem Beispiel sucht, denkt man unwillkürlich zuerst an das große Missionserlebnis, das die deutsche Mission während des Krieges machen durfte, die Erweckung in Nias. Fünfzig Jahre lang hatten die rheinischen Missionare in Treue unter einer Bevölkerung niedrigster Kulturstufe gearbeitet. Gewiß waren kleine Gemeinden gesammelt worden und die schlimmsten heidnischen Unsitten, die bis zum Kannibalismus gingen, von der Oberfläche verschwunden. Anstatt aber 1916 eine Jubelfeier zu halten, beugten sich die Missionare mit ihren eingeborenen Gehilfen darunter, daß nur ein neues christliches Gesetz herrsche und kein Leben aus Gott. Dann setzte wider Erwarten Gottes Wirken ein. Es kam „die Zeit der großen Reue", und die ganzen Gemeinden wurden von Gottes Geist ergriffen, geläutert und umgewandelt, — und in diesen, wie man sagt, kulturlosen Menschen entstand ein inniges vorbildliches Glaubensleben.

Das hatten die Missionare selbst nicht erwartet; sie selbst hatten gemeint, daß es einer jahrelangen Erziehung von Generationen bedürfe, um diese Eingeborenen über eine lange Gesetzeszucht zu wirklichem christlichen Leben gelangen zu lassen, — Gott selbst hat durch souveränes Handeln solche Gedanken widerlegt, er selbst griff durch seinen Geist ein und erweckte solche tiefe Sündenerkenntnis, solche freudige Gewißheit der Erlösung und solchen Ernst der Heiligung, daß vor den verwunderten Augen der Missionare neutestamentliche Gemeinden entstanden, denen z. B. die schweren Fragen des Römerbriefs völlig verständlich wurden, denn es waren jetzt ihre eigenen Gewissensfragen geworden.

Was dort auf Nias erlebt wurde, war nur ein besonders deutliches Beispiel dessen, was, wenn auch oft nur in sehr verkleinertem Maße, die Missionare bei treuer Verkündigung des biblischen Evangeliums überall erfahren dürfen. Gottes Geist überwindet die Herzen der Menschen aller Zungen und Kulturen und schafft eine Einheit, die Menschen nie schaffen können.

Darum sind für die Frage nach der Seele eines Volkes nur solche Menschen zuständig, die jahrelang in ihm gelebt haben und denen durch solches großes Erleben die Seelen erschlossen worden sind. Den Einwand, daß die Mission um der unüberbrückbaren Kulturunterschiede nicht möglich sei, lehnen wir aus der Missionserfahrung ab.

Die bisherigen Einwände kamen gewissermaßen von außen her. Es gibt aber andere Zweifel, die von innen her kommen, aber nicht so sehr gegen die Mission an sich, sondern gegen die Mission gehen, wie wir sie praktisch kennen, mit ihrem ganzen Apparat der Missionsgesellschaften und der Missionsvereine, mit allem, was gewiß treue menschliche Arbeit ist, großartige Organisation, aber eben doch menschliche Arbeit, menschlicher Betrieb. Wir denken an die große amerikanische Geschäftigkeit der Weltmissionskonferenzen, — und dann liegt im Thema: „Weltmission und Reich Gottes" eine Not und eine bange Frage.

Wir beten: Dein Reich komme,... denn Dein ist das Reich... — und sagen so oft: Gott selbst baut sein Reich. Warum machen

wir damit nicht Ernst, warum versuchen wir immer wieder, von uns aus das Reich zu bauen? Beweisen nicht alle unsere Fehlschläge, die Unvollkommenheit der Gemeinde, die Zerrissenheit der Kirche, daß wir das nicht können? Ist es nicht eine völlige Verkennung unseres Abstandes von Gott, ja eine Beleidigung Gottes, wenn wir trotzdem immer wieder in sein Werk hineinpfuschen wollen? Wir vergessen, daß Gott Gott ist, d. h. der uns Menschen völlig Unerklärliche, Verborgene, der „ganz andere", und daß sein Reich so gänzlich allem entgegengesetzt ist, was wir Menschen tun können, so daß uns Menschen nichts zu tun bleibt, als auf das Kommen der vollendeten Offenbarung Gottes zu harren und zu warten. Danach geht das Gerichtsurteil über alles menschliche Wirken, auch über alles religiöse Tun, über alle sogenannte Reichsgottesarbeit in der Heimat, wie über die Äußere Mission.

Dürfen wir solche Einwände einfach als übertrieben ablehnen? Sie können lähmend auf die praktische Arbeit wirken, doch das gibt uns kein Recht, an ihnen vorbeizugehen. Vielmehr wollen wir uns freuen, daß sie uns zwingen, unsere ganze gewohnte Missionsarbeit zu prüfen. Ihre Berechtigung muß sich erweisen im Lichte des Gerichtes, das das Reich Gottes, das heißt die Gegenwart des heiligen Gottes über all unser Tun bringt.

Vielleicht liegt hier gerade unser deutscher Beitrag für die Mission, daß wir diesen Ton nicht vergessen; daß wir den ganzen Missionsbetrieb immer wieder vom Reich Gottes her, so wie es uns hier aufgegangen ist, prüfen. Wir sind im Gewissen gebunden, darauf zu achten, daß der Reichsgottesgedanke nicht im geringsten unseren gegenwärtigen Kulturbedürfnissen angeglichen werde, daß er nicht abgeschwächt werde, sondern in der ganzen überwältigenden Größe erhalten werde, in der ihn unser Herr und Meister gepredigt hat.

Das ist im Grunde unser Protest gegen die sogenannte angelsächsische Missionsmethode, daß dort in der Anwendung des Namens Reich Gottes Gott nicht als Gott genommen wird, und darum das Reich Gottes schließlich zum Reich der Menschen,

zum Decknamen für die allgemeine Wohlfahrt der Menschheit wird. Wo aber Gott Gott bleibt, kann die Predigt seines Reiches nie anders beginnen als mit den Worten: Tut Buße! Darum müssen wir auch gegen die katholische Missionsmethode protestieren, soweit der Dienst dort nur der sichtbaren Institution der Kirche gilt. Aber mit gleicher Entschiedenheit kämpfen wir gegen alle angelsächsischen oder katholischen Missionsmethoden in unseren eigenen Reihen, gegen jede Vermengung von Kulturzielen mit Reichsgotteszielen, gegen jede Verwechslung dieses Reiches mit einer irdischen Organisation.

Wenn wir so im Namen des Reiches Gottes gegen falsche Missionsmethoden protestieren, dann ist es nur folgerichtig, daß wir jetzt fragen: Welche Art und welche Arbeitsweisen muß die Mission haben, die wirklich dem Wesen des Reiches Gottes entspricht? Denn das ist klar, berechtigt kann nur eine solche Mission sein, die in ihrer ganzen Eigenart den Stempel des Reiches Gottes trägt. Diesen Fragen wollen wir im folgenden nachdenken.

II

Vom Reich Gottes ist darum so schwer zu reden, weil es ein Letztes ist. Wir können von ihm eigentlich nur eine Selbstverständlichkeit aussagen, nämlich, daß die Eigenart des Reiches Gottes die ist, daß es Gottes Reich ist. Das bedeutet, daß es ganz allein von Gott aus bestimmt wird und nicht vom Menschen und von seinen Bedürfnissen aus. Gottes Reich hat auch gar nichts mit den menschlichen Versuchen zu tun, von sich aus, von unten her zu Gott emporzuklimmen. Das nennen wir auch Religion, und es ist sehr Großes, sehr Bewunderungswertes darin geleistet worden, aber das Ende aller menschlichen Religion war die Erkenntnis der Unmöglichkeit dieser Aufgabe. Das war auch das Ende der Mystik, die die Kulte und Theologie ablehnte und doch auf ihrem Wege nur zu der Erkenntnis kommen konnte, daß der ewige Gott unnahbar und unerkennbar ist. Mit dieser Erkenntnis allein wäre der Mensch noch um keinen Schritt Gott nähergekommen, es sei denn, er hätte zugleich erkannt, daß diese Unüberbrückbarkeit

des Abstandes zwischen Gott und Mensch Folge seiner selbstverschuldeten Gottesferne, Folge seiner Sünde ist. Er müßte erkennen, daß er gar nicht zu Gott kommen darf, und wenn Gott zu ihm käme, er nur zum Gericht kommen könnte. „Gottes Reich ist nahe herbeigekommen," das heißt die Gerichtsstunde ist da für uns alle; denn wo Gott als Gott gegenwärtig ist, als der Heilige, da muß uns Menschen der Atem ausgehen.

„Tut Buße und glaubt ans Evangelium." Erst wer so unter Gottes Gericht gestanden hat, erfaßt das Evangelium als frohe Botschaft, als Botschaft, daß Gott gehandelt hat zu unserer Rettung. Denn wir können vor Gottes Richteraugen nichts mehr tun, nur er selbst konnte noch handeln, und er hat, einmal für allemal, es getan in Jesus Christus. Seit der Tat auf Golgatha ist die Welt, über welche das Todesurteil schon gesprochen war, durch Gott mit Gott versöhnt, so daß wir nicht mehr zu vergehen brauchen, wenn Er kommt in sein Reich. Nur so ist die Botschaft vom Kommen Gottes nicht nur das Gerichtswort, sondern ein Gnadenwort.

Damit ist aber schon das Entscheidende über die Botschaft gesagt, die es mit dem Reich Gottes zu tun hat. Ihr Gegenstand ist das Handeln Gottes gegen die Menschen, nicht das Handeln der Menschen gegen Gott. Wo solche Botschaft laut wird, da werden die Menschen vor Gottes Gegenwart gestellt. Das geschieht nicht durch Menschenweisheit, nicht durch menschliche Beredsamkeit, sondern durch Gottes Geist. Darum ist dort schon Gottes Reich, und Gott selber ist dort wirksam.

Nur solche Mission ist berechtigt, die dieser Botschaft dient. Wo aber solche Mission ist, da ist etwas vom Reich Gottes Wirklichkeit geworden, denn dann wirkt da Gott.

Nun könnte man noch fragen: Wozu braucht Gott menschliche Organisationen zur Ausbreitung seiner Botschaft? Aber es ist eine törichte Frage, töricht, weil der Mensch, der unmittelbar vor Gottes Gegenwart gestellt ist, — und anders kann er nicht im Reich Gottes sein, — vor seinem Richter schweigt und nicht erst fragt, warum handelst du also, um mich zu erretten.

Theoretisch können wir uns vielleicht klarmachen, warum nur eine geschichtliche Offenbarung uns Menschen volle Heilsgewißheit gibt, weil wir nur dann in den Anfechtungen, in den stets schwankenden Stimmungen einen festen Halt haben, — aber überzeugen können wir andere damit nicht. Es bleibt bei den Worten des Apostels Paulus: „Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben" (1. Kor. 1, 21). Weil es Gott also gefallen hat, uns zu erretten, darum ist es uns nun verständlich, daß das Zeugnis von dieser Errettung einen einzigartigen Wert hat. Seit Karfreitag und Ostern ist das Mittel des Reiches Gottes das Wort. Seitdem ist das Wort vom Kreuz die Gotteskraft. Und alles, was hier auf Erden dem Reich Gottes dienen will, dient ihm, soweit es ihm mit diesem Worte dient. Dieses Wort zu predigen, es in seiner Reinheit zu bewahren und es in alle Lande zu tragen, das ist Reichsgottesarbeit. Damit haben wir eine sehr einfache, aber auch zuweilen sehr radikal wirkende Regel gewonnen, mit welcher wir messen können, was von solchen großen, geschichtlich gewordenen Institutionen wie Kirche und Mission wirklich dem Wesen nach zum Reich Gottes gehört.

Es ist aber nicht ein geschichtlicher Irrtum gewesen, daß sich um dieses Wort im Laufe der Jahrhunderte solche großen menschlichen Organisationen gebildet haben. Denn wie Gottes rettende Tat auf Golgatha für die ganze, sonst dem Gericht verfallende Menschheit bestimmt war, so kann niemand, der in dieser Tat Frieden und Seligkeit gefunden hat, diese Freudenbotschaft für sich allein behalten, — er wird zum Schuldner aller Menschen, ja auch zum Schuldner der kommenden Geschlechter.

Was so für alle und für die Dauer bestimmt ist, kann nicht der Willkür und der Ohnmacht des Einzelnen ausgeliefert bleiben. Darum ist zu Pfingsten das Wort nicht dem Einzelnen gegeben, sondern der Gemeinde. Die Gemeinde ist notwendig, damit das Wort unverfälscht weitergetragen wird bis an die Enden der Welt. Die Gemeinde ist also um des Wortes willen

da; und nicht das Wort um der Gemeinde willen. Nicht um der Bedürfnisse der Einzelnen willen wird das Wort in der Gemeinde gepredigt, sondern weil Gott durch sein Wort an den Einzelnen handeln will. Gott der Herr will auch zu unseren Kindern und Kindeskindern kommen, darum baut er sich eine Kirche, die Dauer hat. Weil Gott auch zu den Völkern kommen will, die durch das schuldbeladene Versagen der Christen die Frohbotschaft noch nicht gehört haben, darum beruft er sich die Männer, die das Evangelium weitertragen, darum schafft er sich auch eine Mission, die Dauer hat, in der nicht nur nach Begabung und Geschmack der Einzelnen willkürlich gearbeitet wird, sondern nach Plan und Ordnung, — und es handelt hinter allem menschlichen Tun Gott, und nur so weit, wie Gott in allem diesem handelt, gehört es zum Reich Gottes.

Nun können wir auch für die eigentliche Missionsarbeit Folgerungen ziehen.

Vom Reich Gottes fällt ein richtendes Licht auf alles menschliche Tun. Darum sehen wir die Abwege der Mission nur noch deutlicher.

Die Mission muß Irrwege gehen, wenn sie sich nicht in allen ihren Zweigen bewußt bleibt, daß sie nur Berechtigung hat, soweit Gott durch sein Wort in ihr handelt. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß das Reich Gottes durch Zwischenziele erreicht werden könnte. Darum ist es falsch, wenn man versucht, zuerst die Menschheit zu reformieren, ihr gesellschaftliches und wirtschaftliches Leben, ihre Politik nach den Grundsätzen Jesu besser zu gestalten. Man will nicht Gott als Gott gelten lassen, als einziges Maß und Ziel, das freilich zugleich das Gerichtsurteil ist, sondern will die göttlichen Gedanken und Kräfte benutzen, damit die Menschheit ihr Ziel, ihr Glück und ihre Vollendung erreiche. Das Christentum soll dem Wiederaufbau der Menschheit dienen und vergißt, daß Gott sich schlechterdings nicht als Mittel gebrauchen läßt, und man mindestens abwarten müßte, ob er diese gefallene, gerichtete Menschheit so ohne weiteres wieder aufbauen will.

Von den Angelsachsen wird uns vor allem die soziale An-

wendung der Worte Jesu auf alle unsere menschlichen Verhältnisse nähergebracht. Wir sind dankbar dafür, wenn uns von dieser Seite her das Gewissen geschärft wird und wir besser als vorher sehen, daß Jesu strafende und anklagende Worte nicht nur unser persönliches Leben treffen, sondern ebenso unser ganzes Verhalten im Staats- und Wirtschaftsleben. Ja, seine Worte richten ganze Völker, vor Ihm ist die ganze Menschheit, in den Einzelnen wie in den Gemeinschaften und Staaten, schuldig. Aber es sind eben Gerichtsworte, keine sozialen Programme, ebenso wie der Herr dem Einzelnen keine Morallehre gibt, nach welcher er sich selber helfen solle, sondern ihm den Spiegel vorhält, der ihn seine Gottesferne erkennen läßt.

Hier setzt aber der Abweg auch in der Mission ein, wenn man glaubt, nach Jesu „Grundsätzen" ein gottfernes Volk reformieren zu können. Dann entstehen die falschen Zwischenspiele, man bekämpft Erscheinungen der Sünde in gewissen sozialen Nöten, man treibt Kulturmission und mag Erfolg darin haben. Dennoch ist dieses Werk als solches Menschenwerk und nicht Reichgottesmission.

Eine andere Gefahr ist, daß man das Mittel menschlicher Organisation, das Gott an sich gewiß gebrauchen kann, so verselbständigt, daß es nicht mehr als Mittel gesehen wird, sondern als Eigenwert, als Selbstzweck. Dann vergißt man leicht das letzte Ziel, wenn dieses besondere Mittel, diese einzelne Kirche oder diese einzelne Missionsgesellschaft bedroht zu sein scheint. Diese Gefahr nehmen wir als evangelische Christen wohl leichter bei katholischen Missionen wahr, weil dort mit besonderer Naivität das Wachsen der eigenen Kirche mit dem Wachsen des Reiches Gottes gleichgestellt wird. Aber die Versuchung zu dieser Verwechslung finden wir natürlich überall. Schon in unseren studentischen Kreisen sehen wir gelegentlich solche Verwechslungen. Es ist selbstverständlich, daß mit einer solchen Verwechslung die menschlichen Irrwege beginnen müssen. Um menschliche Anstalten und Vereine groß zu machen, dazu gebraucht man Propagandaausschüsse und Reklame, dazu muß man die Konkurrenten herunter-

setzen und sich rücksichtslos durchsetzen. Dann herrscht man wieder mit Gewalt oder nutzt doch wenigstens die Macht des herrschenden Staates aus. Dann muß man sich den herrschenden Zeitströmungen und den Vorurteilen der Menge anpassen, um eben Erfolg zu haben. Alle solche Mittel sind gut und nötig für eine menschliche Organisation und widersprechen doch von Grund aus dem Wesen des Reiches Gottes.

Alle Arbeit im Reich Gottes kann nur so geschehen, daß man sich immer bewußt bleibt: dieses Arbeitendürfen für Gott ist unverdiente, ja ganz unbegreifliche Gnade. Denn Gottes Gericht besteht zu Recht; auch unser bestes Tun kann vor seinen Augen nicht bestehen. Darum ist aller Selbstruhm ausgeschlossen und alles Großseinwollen vor Menschen. Darum ist, — immer im Reich Gottes gedacht, also unmittelbar vor Gottes heiligen Augen, — kein Neid möglich, wenn Gottes Güte anderen etwa mehr Segen in der Arbeit schenkt als uns.

Als Johannes der Täufer von den aus Jerusalem gekommenen Priestern gefragt wurde, wer er sei, hatte er nur zur Antwort: Ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste. Bloß eine Stimme zu sein, welch ein demütigendes Bekenntnis! Nur eine Stimme sein, das heißt: nur Verkündiger dessen sein, was uns aufgetragen wurde, nicht Lehrer eigener, selbstgefundener Weisheit, sondern der Übermittler einer überkommenen Botschaft, — und man fragt nur, ob er diesen Dienst treu erfüllt hat.

Dennoch ist dieses Johanneswort ein stolzes Wort, — und die Priester haben es damals gewiß so verstanden. Denn es lag der Anspruch darin, Bote des höchsten Herrn, des Schöpfers Himmels und der Erde, zu sein. Wer in solchem hohen Dienste steht, der ist frei von aller Menschenknechtung, frei von der Rücksichtnahme auf Anerkennung oder Nichtanerkennung menschlicher Instanzen. Das ist das hohe Vorrecht jeder wahren Reichsgottesmission, daß sie von keiner Mode und keiner Mehrheitsmeinung abhängt, sondern ganz allein von ihrem König.

Darin ist auch die Einheit gegeben. Alle Boten dieses Reiches dienen demselben König und arbeiten an derselben einen, heiligen,

unsichtbaren Kirche Gottes. Jeder, so gut er kann, an seinem Platze, in seiner besonderen kirchlichen Gemeinschaft, in der er groß geworden oder der er sein geistliches Leben verdankt, — aber doch meint er in diesem Dienst nie zuletzt die Sonderkirche, sondern die Gemeinschaft aller Jünger des Herrn, die letzte Kirche Gottes.

Aus der Art des Reiches Gottes folgt ferner, daß der rechte Missionar nur ein Mittler, nicht ein Vermittler sein kann. Im Wesen des Vermittlers liegt, daß er zwischen zwei wesentlich als gleichberechtigt angesehenen Größen steht und sie dadurch zusammenzubringen sucht, daß beide Zugeständnisse machen. Die Gabe des Vermittlers zu haben, ist unter Menschen ein hohes Lob, es gehört Überredungsgabe dazu, die Fähigkeit, durch kluges Sicheinfühlen den Gegensätzen die Schärfe zu nehmen und für widerstreitende Meinungen doch einen brauchbaren Mittelweg zu finden. Diese sonst oft recht schätzbare Rolle ist eine unwürdige, eine unmögliche für einen Missionar.

Er hat als Bote seines Gottes nicht das Recht, zu vermitteln und Kompromisse zu schließen. Er ist nur Mittler der Botschaft, er steht nicht über den Parteien, sondern er ist ein Zeuge. Gewiß sollte er sprechen, wenn er könnte, mit Engelszungen, damit man ihn nur versteht, er soll locken mit der frohen Botschaft, — aber vermitteln soll er nie.

Er ist Zeuge der großen Taten Gottes, — wenn er sich nur daran hält, dann kann Gott durch ihn handeln. Darum ist es so wichtig, daß er das Wort nicht fälscht, auch nicht durch die Theologie seiner Heimat, wenn er sie auch unbedingt für die bestmögliche hielte, auch nicht durch die ganze kirchliche Prägung seiner Missionsgesellschaft, so treu er ihr persönlich bleiben kann.

Der Missionar steht aber ebensowenig über dem Volk, dem er die Botschaft bringen soll. Denn aller Selbstruhm ist ihm ja vergangen. Er weiß sich genau so unter Gottes Gerichtsurteil stehend wie die sogenannten Heiden. Nur Gottes Gnade hält ihn. So ist er um nichts besser als die, denen er predigt, nur daß er Mittler sein darf, — und das gerade ist ja unverdient.

Ich habe schon öfter betont, daß das einzige Mittel, wodurch Gottes einmalige rettende Tat in Jesus Christus uns Menschen nahekommen kann, das Wort ist. Es ist auch das einzige Mittel des Missionars. Aber ich möchte gleich recht betonen, daß das Wort viele Wege hat, um zu den Menschen zu kommen, so viele Wege, wie die Liebe weiß, die ein Menschenherz gewinnen will. So geht die Weitergabe des Wortes natürlich durchaus nicht nur den Theologen an, sondern jeden lebendigen Christen. Jeder ist zum Zeugnis berufen, so wie die ungelehrten Fischer und Handwerker der Urgemeinde. Und jeder legt Zeugnis ab in seiner Art, mancher nur durch Leiden, mancher nur durch wortlosen Dienst der Liebe, wie wir in der Mission Ärzte und Pfleger brauchen, und wie es die Mutter in tausend Fällen ihren Kindern vorlebt. Nur daß in diesem Dienst und in diesem Leiden Jesus gemeint sei, dann ist es sichtbar gewordenes Wort und ebenso unmittelbarer Reichsgottesdienst wie die Heidenpredigt. Freilich ist es die große Voraussetzung in jeder Art des Dienstes, daß man nicht in eigener Kraft und Verantwortung steht, sondern als Mittler an Gottes Statt.
Wer die Tiefe dieser Forderung verstanden hat, weiß, daß kein Mensch sie erfüllen kann, es sei eben denn Gott mit ihm.

III

Solange noch große Völker fern dem Reich Gottes stehen, weil durch Schuld der christlichen Gemeinde das Wort des Evangeliums noch nicht dorthin gelangt ist, so lange gehört die Mission notwendig zum Reich Gottes, weil eben Gottes Liebeswille der ganzen Menschheit dient. Und keine christliche Gemeinde kann sich außerhalb dieses Willens stellen. Darum gilt der Missionsbefehl allen Jüngern zu allen Zeiten.
Und doch gibt es besondere Zeiten und besondere Verantwortungen. Davon wollen wir zuletzt reden.
Haben wir als deutsche christliche Studenten jetzt solche besondere Verantwortungen?
Wir wollen aber nicht zu voreilig fragen. Wir wollen uns

besinnen, daß die Mitarbeit in der Mission, wie in jeder Reichsgottesarbeit, die Grundvoraussetzung hat, daß man selbst im Reiche Gottes steht, — in dem Reich, wo Gott alles in allem ist, wo seine heilige Gegenwart unser sündiges Wesen richtet und wir nur durch das Todesgericht hindurch in Jesus, unserem Herrn, vor Gott bestehen können. Es ist eine Gefahr, wenn wir zu selbstverständlich vom Dienste im Reich Gottes sprechen und zu leichtfertig zur Mitarbeit auffordern. Gott allein ruft in den Dienst.

Zwei Fragen möchte ich noch stellen. Welche besonderen Aufgaben haben wir als deutsche Christen und welche Aufgaben als christliche Studenten?

Wir leben in einer besonderen Missionszeit, — in der Zeit der Weltmission. Die abendländische und amerikanische Zivilisation hat den Weltkreis nahegebracht, der Weltkrieg hat die Völker durcheinander geschüttelt. Die Zeit der Weltmission ist da, ob wir Deutsche uns beteiligen oder nicht. Sollen wir Deutsche zurücktreten?

Die Gaben, die Gott unserem Volke gegeben hat, sind uns heilige Verpflichtungen. Wir vergessen aber nicht, daß Gott jedem Volke seine besonderen Gaben gegeben hat, und daß diese alle geläutert werden müssen, durch das Gericht am Kreuz hindurch müssen, um im Reich Gottes gebraucht werden zu können. Und dann ist es immer besser, wenn uns die anderen um unserer Gaben willen loben, als daß wir es selbst tun. So möchte ich jetzt nicht von diesen besonderen Vorzügen her eine außergewöhnliche Verpflichtung der Deutschen zur Mission herauskonstruieren. Jedes Volk ist um seiner besonderen Gaben willen im Dienst an der einen großen Missionskirche nötig, ganz gewiß auch wir Deutschen, und daß wir jetzt so sehr im Rückstande sind, bedeutet, soweit wir Menschen sehen können, eine schwere Schädigung des Gesamtwerkes.

Die schwere Gerichtszeit, durch welche unser Volk jetzt geht, ist nicht nur eine Last, sie ist auch eine Gabe. Und soweit wir durch sie etwas gelernt haben und geläutert sind, haben wir

auch neue Verantwortungen bekommen. Wenigstens so viel dürfen wir heute schon sagen, daß es der deutschen Missionsgemeinde leichter gemacht ist als anderen, die Irrwege einer falschen Missionspolitik erkennen zu lernen, da Gott uns von falscher Kulturbegeisterung gründlich geheilt hat.

Weil uns unsere menschlichen Stützen zusammengebrochen sind, ist es uns leichter, über den Trümmern Gottes Allmacht zu erkennen, für die Christen der Siegerstaaten ist es um so schwerer. Wir tragen deshalb die heilige Verantwortung, das, was Gott uns in dieser Prüfung gelehrt hat, weiter zu bezeugen. Aber nicht aus Verbitterung und hochmütigem Besserwissenwollen heraus, die beide nicht überzeugen, sondern in verstehender Liebe. Denn wir verstehen, daß es schwer ist, in einem Lande der Siegesbegeisterung Gottes Urteil rein und unverfälscht zu bezeugen. Hier sollte unsere Hilfe einsetzen, nicht im Ton selbstgerechter Bußprediger, aber eben in dem einzigen Mittel, das wir kennen, in Bezeugung des Evangeliums in Erweisung des Geistes und der Kraft.

Wir haben manchmal das Gefühl, als ob Gott unsere deutsche Mission zum Gewissen der großen gegenwärtigen Weltmission berufen habe. Aber wir sagen es nur mit Zagen, es ist nicht unser Verdienst. Sicher ist, daß die Weltmission, die augenblicklich in einer Hochflut und zugleich in einer Krisis ihrer Arbeit steht, eines solchen Gewissens bedarf. Und vielleicht könnte unsere deutsche Kirche eine ähnliche Stellung in der Gesamtkirche einnehmen, — aber nicht um unserer Technik und Organisation willen, nicht um unserer Gründlichkeit oder Innerlichkeit willen, nein, überhaupt um keines menschlichen Verdienstes willen, sondern allein deshalb, weil durch Gottes unverdiente Gnade trotz allem dennoch das reine Wort Gottes lebendig geblieben ist, und dieses Wort allein schulden wir der Welt, damit Gott der Herr allein geehrt werde und nicht wir selbst.

Ganz ähnlich möchte ich von den besonderen Aufgaben sprechen, die wir haben, weil wir Studenten sind. Wieder müssen zuerst alle Vorzüge unseres Akademikertums durch Gottes Gericht gehen,

— anders können wir hier nicht davon sprechen, — wieder müssen wir allen Dünkel in den Tod geben, und alle Anmaßung, selbst Führer sein zu wollen. Und wenn dann doch durch Gottes Gnade uns besondere Gaben bleiben, so sind es solche, die Verantwortung bringen und deren Ruhm Gott allein gehört.

Wir wissen, wie der wirtschaftliche Zusammenbruch der deutschen Mission immer mehr erschwert, die nötigen Arbeitskräfte hinauszusenden. Diejenigen, die noch draußen sind, — und uns sind ja noch die drei großen Arbeitsgebiete in China, Niederländisch-Indien und Südafrika geblieben, — haben im heißen Klima über die ganze Kriegszeit hindurch ohne Urlaub gearbeitet und bedürfen der Ablösung. Aber die rechten Kräfte fehlen und vor allem die Möglichkeit, genügend viele Missionare rechtzeitig auszusenden. Es ist klar, daß die Gesellschaften darum sorgen, nur die bestvorbereiteten auszusenden, um an Qualität zu gewinnen, was an der Zahl der Arbeitskräfte eingespart werden muß. Das wäre freilich große Anmaßung, wenn ich meinte, daß nur die Akademiker dazu fähig wären; aber doch haben wir durch unsere Ausbildung ein Pfund erhalten, das wir nützen sollen. Vielleicht sind wir rascher befähigt als andere, selbständiger zu arbeiten, — und gerade an solchen Arbeitern fehlt es. Wenn wir nun in der Heimat wieder vor einem Überschuß von Akademikern stehen, dann fragt es sich doch, ob hier nicht eine Schuld vorliegt, wenn die Missionsgesellschaften sich vergeblich nach akademischen Arbeitskräften umsehen.

Andererseits ist es mir wohl bewußt, daß die letzte, entscheidende Frucht des Missionars nicht von seiner akademischen Bildung abhängt, sondern allein von seinem Leben in Gott, von seiner Liebe, von seiner Geduld, von seinem Gehorsam gegen Gottes Führung.

Die wirtschaftliche Not zwingt uns, nach solchen Missionsmitarbeitern auszuspähen, die sich im fremden Lande selbst tragen können. Daß das möglich ist, ist in manchen Fällen, besonders bei Ärzten und Lehrern, erprobt. Es sollte die Aufgabe unserer deutschen christlichen Studenten sein, daß solche

Stellen, die sich im nichtchristlichen Lande öffnen, wenn möglich, mit Jüngern Jesu besetzt werden, die als Ärzte oder Lehrer, als Techniker, Beamte oder Kaufleute zugleich Lichter sind für die dunkle Welt.

Daneben bleiben für die Missionsarbeit der Gesellschaften immer noch Theologen gesucht, die durch ihre kirchengeschichtlichen Kenntnisse einen erweiterten Blick für die augenblicklich drängenden Aufgaben bei Aufbau und Leitung junger heidenchristlicher Kirchen besitzen. Mit dem Aufkommen eines eingeborenen Pfarrerstandes tritt bald die Notwendigkeit ein, in den Seminaren die Grundlagen zu der Theologie der neuen Kirche zu legen. Überall möchte man nur die allerbefähigtsten Köpfe haben, denn die Verantwortung ist sehr groß, — aber auch hier, ja hier erst recht, gilt, daß es nicht auf Menschenarbeit und Menschenweisheit ankommt, sondern nur auf Gottes Tat. Erst recht gilt es von dem Theologen, daß er nicht zum Herrschen berufen ist, sondern zum Dienen.

So endet dieser Vortrag wohl mit dem Nachweis, wie der Einzelne am Reich Gottes in der Mission mitarbeiten kann. Aber unsere Aufgabe ist es nicht, irgend jemand in den Dienst zu rufen. Das ist Gottes heiliges Vorrecht. Unsere Aufgabe ist das Zeugnis, daß das Reich Gottes eben Gottes ist und die Mission nur ein Mittel, das unnötig wird, wenn die Aufgabe fortfällt, wenn allen Völkern das Evangelium gepredigt ist und alle Zungen Jesus als Herrn bekennen. Solange dieses aber nicht der Fall ist, ist es unmöglich, dem Reich Gottes anzugehören und gegen den Missionsbefehl gleichgültig zu sein.

Jesus. Der biblische Weg zu Ihm. Ein Bibelstudium von Johannes Weise. Umfang: 128 Seiten. Grundzahl für die flexible Steifumschlag-Ausgabe: 2,5.

Aus dem Inhalt: Jesu seelische Art. Jesu Seele eine geschlossene Einheit der Gegensätze. Die Geistesgaben Jesu. Jesus ein überragend begabter Mensch. Die Liebe Jesu. Jesus das Urbild der Liebe. Jesu Demut und Geduld. Der Meister völliger Hingabe an den Dienst. Jesu Freiheit im Umgang mit den Menschen. Eine neue Wertung des Menschen. Jesu Freiheit in der Stellung zur Welt. Eine neue Wertung der Welt. Jesus als Glied seines Volkes. Tradition, Rationalismus und lebendige Geschichte. Jesu Glaubensleben. Der Ritter des Glaubens. Jesu Gebetsleben. Jesu Beten ein Leben im Gebet. Die Vollmacht Jesu. Jesus der Sieger! Das Selbstzeugnis Jesu. Der Stein des Anstoßes. Der gekreuzigte und auferstandene Herr.

Dies Buch hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine neue Art des methodischen Bibelstudiums einzuführen. Neu mußte diese Art sein, weil die Kluft zwischen der Welt der Bibel und der Welt des modernen Lebens eine solch große geworden ist, daß es ohne neue Brücken vielfach keine Überklüftung mehr gibt, und methodisch mußte dies Bibelstudium sein, weil der Leser planmäßig einem Ziel entgegengeführt werden soll, das nicht nur in einer Vertiefung seiner biblischen Sachkunde, sondern vor allem in der Heranführung an die große biblische Entweder-Oder-Frage besteht. So wie dem hier eingeschlagenen neuen Weg von einer persönlichen, religiösen Jugend seine Richtung gewiesen wurde, so möchte dies Buch auch zuallererst in der religiösen Jugendpflege seine Dienste tun dürfen, vornehmlich dort, wo es nicht an krisenhaften Erscheinungen fehlt. Seinem Wesen nach gehört es aber überall dorthin, wo die Bibel zur Grundlage irgendeiner Arbeit unter den Menschen gemacht worden ist.

Von der Nachfolge Jesu Christi. Aus Predigten und Andachten Christoph Blumhardts: Der König, die Gemeinde, Lebensregeln. Herausgegeben auf Grund des im Besitze der Erben Blumhardts befindlichen, authentischen Quellenmaterials von Eugen Jäckh. Umfang: 80 Seiten. Umschlagtitel von Rudolf Koch. Grundzahl für die Steifumschlag-Ausgabe: 1,5.

Nur Jesus Christus kann uns den Weg führen in eine neue Welt! Erbraucht Nachfolger. Von seiner Nachfolge zeugen kann nur ein Mann, der ein Leben lang in seiner Nachfolge stand. Hier redet ein solcher Mann, ausgerüstet mit der Kraft des Geistes, mit einer unerschöpflichen Fülle der Gedanken, mit einer starken Gewalt der Sprache. Unzähligen Menschen, aus den höchsten Ständen und aus dem einfachsten Volk, stand dieser Mann bei in den Nöten ihres Lebens. Er hat viele, welche den Lebensmut verloren hatten, wieder auf den Boden gestellt, er hat Schwache gestärkt, Traurige getröstet, Gebundene befreit, Verwirrten zurechtgeholfen, Mühselige und Beladene erquickt: er hat den Armen das Evangelium gepredigt! Wir machen heute die Erfahrung, daß allenthalben das Interesse für Blumhardt Vater und Sohn neu erwacht. Diese Männer erleben eine Auferstehung. Aber was viel wichtiger ist, das ist die Auferstehung des Evangeliums. In unsern Tagen regt es sich neu. Vieler Augen schauen heute aus nach Jesus Christus. Nicht eine Sekte, nicht eine äußerlich zählbare Gemeinde hängt sich an den Namen Blumhardt. Aber ganz ohne nachweisbaren Zusammenhang wachen heute die Gedanken dieser Propheten hier und da in der Welt auf. Dem Evangelium werden wieder Knospen und Blüten erweckt, auf daß es lebendig bleibe von Auferstehung zu Auferstehung!

Stimmen aus der deutschen christlichen Studentenbewegung.

Heft 1: Ein Menschenalter deutscher christlicher Studentenbewegung. Das Wesen und Werden der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung. Von Erich Stange. Umfang 44 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 2: Jesus der Herr. Fünf Vorträge von Karl Heim, Gerhard Reichel, Adolf Schlatter, Otto Schmitz und Erich Stange auf der 28. Allgemeinen Deutschen Christlichen Studentenkonferenz. Vergriffen. Siehe den Sonderdruck des Vortrages von Karl Heim unter Heft 15.

Heft 3: Idealismus und Christentum. Von den Grenzen des Idealismus und dem Erlebnis der christlichen Erlösung. Von Franz Spemann. Umfang 28 Seiten. Grundzahl: 0,8.

Heft 4: Gespräch über den Glauben. Ein Gespräch über die Grundlagen und Voraussetzungen des Glaubens, über sein Verhältnis zu Wissenschaft und Welt und seine Wirkungen in der Welt. Von Otto Samuel. Umfang 28 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 5: Pazifismus und Christentum. Die Stellung des Christen zur Kulturwelt. Die christliche Ethik und ihre Anwendbarkeit auf das Völkerrecht. Von Johannes Weiß. Umfang 40 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 6: Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben? Ein Vortrag, gehalten auf der Allgemeinen Deutschen Christlichen Studentenkonferenz in Wernigerode (7. bis 11. August 1908), von Karl Heim. Siebente Auflage (dreizehntes bis fünfzehntes Tausend). Umfang 28 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 7: Der Herr ist der Geist. Drei Vorträge, gehalten von Erich Schaeder, Carl Stange und Karl Müller in den Teilversammlungen der 29. Allgemeinen Deutschen Christlichen Studentenkonferenz. Umfang 62 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 8: Das Felderlebnis. Eine Untersuchung seiner Entwicklung, seines Wesens und seiner Bedeutung für die Gegenwart. Von Siegfried Wegeleben. Umfang 124 Seiten. Grundzahl: 0,8.

Heft 9: Im Kampfe um Reinheit. Das sexuelle Problem in der sittlichen Lebenshaltung der Jugend und der entscheidende Grund für die geschlechtliche Reinheit. Von Paul Zander und Otto Schmitz. 4.—6. Tausend. Umfang 40 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 10: Die Seele des Musikers. Zur Philosophie der Musikgeschichte. Ein neuer Beitrag zu dem Thema „Idealismus und Christentum". Von Franz Spemann. Umfang 72 Seiten. Erste Auflage vergriffen. Die zweite Auflage erschien in unserer neuen Schriftenreihe „Der Neue Bund".

Heft 11: Aus der Quelle des Wortes. Zwanzig biblische Aufsätze und Ansprachen. Von Paul Humburg. Dritte Auflage (6.—9. Tausend). Umfang 349 Seiten. In Steifumschlag. Grundzahl: 1,2.

Heft 12: Die Gewißheit der Christusbotschaft. Drei Gegenüberstellungen mit der mystisch-idealistischen Zeitbewegung. Von Otto Schmitz, Paul Althaus und Karl Girgensohn. (Konferenzvorträge 1921). Umfang 64 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 13: Das moderne physikalische Weltbild und der christliche Glaube. Ein Konferenzvortrag 1921. Von Paul Gruner. Mit einem Anhang „Die Relativitätstheorie in der wissenschaftlichen Literatur". Umfang 32 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 14: Aus der Welt eines Gefangenen. Eine neue Einführung in den Philipperbrief von Otto Schmitz-Münster. Umfang 60 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 15: Tolstoi und Jesus. Von Karl Heim. Zweite Auflage. (Sonderdruck des im zweiten, jetzt vergriffenen Stimmenhefte enthaltenen Konferenzvortrages.) Umfang 32 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 16: Anthroposophie und Christentum. Darstellung des anthroposophischen Systems. Das Verhältnis des Christentums zur Anthroposophie. Von Thea Rant. Umfang 48 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 17: Das Selbstzeugnis Jesu nach den drei ersten Evangelien. Von Julius Schniewind. Umfang 24 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 18: Zur Philosophie der Geschichte. Der Untergang des Abendlandes. Biblische Geschichtsbetrachtung. Von der Einheit des Menschengeschlechtes und der christlichen Sendung. Die Gewißheit des Glaubens. Von Franz Spemann. Umfang 80 Seiten. Grundzahl: 0,8.

Heft 19: Der Weg zum Herzen Gottes. Zwei akademische Predigten. Von Karl Heim und Paul Althaus. Umfang 32 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 20: Die Botschaft vom Reiche Gottes. Von der Berufung und vom Zeugnis für das Reich Gottes. Von Hermann Weber und Johannes Weiß. Umfang 44 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 21: Zeitgeist und Urchristentum. Die sittlich-religiösen Strömungen der Gegenwart im Spiegelbild des Neuen Testaments. Von Lic. Erich Stange. Umfang 24 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 22: Stille und Kraft. Eine Ansprache vor Studenten von D. Gottlob Schrenk. Zweite Auflage. Umfang 24 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 23: Das Unser-Vater und unsere gegenwärtige Lage. Von Adolf Schlatter. Umfang 24 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 24: Die Würde des Menschen. Von Bischof D. Paul Theodor Jensen, Mitglied der deutschen Unitätsdirektion, Herrnhut. (Konferenzvortrag 1922.) Umfang 32 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 26: Einflüsse Jesu. Von D. Gottlob Schrenk. Zweite Auflage. Umfang 40 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Heft 27: Friede mit Gott. Von Karl Heim. Dritte Auflage. Umfang 24 Seiten. Grundzahl: 0,4.

Weitere Hefte sind in Vorbereitung.